

33. Sommercamp der Stiftung Auswege

Wie aus Patienten Selbstheiler werden

Spenden des HERZENSFONDS sowie von „FreeSpirit“ u.a. ermöglichten mehreren Familien mit chronisch kranken Kindern die Teilnahme.

Lungenhochdruck, Migräne, rheumatische Beschwerden ließen nach. Ein Missbrauchstrauma und Depressionen, Ängste und Panikattacken besserten sich. Eine Nasennebenhöhlenentzündung und Verdauungsprobleme gingen zurück. Schlafstörungen und Kopfschmerzen verschwanden. Zu solch erstaunlichen Ergebnissen führte das 33. Therapiecamp der Stiftung Auswege, das in der zweiten Augustwoche in Oberkirch/Schwarzwald stattfand. Nicht jeder Patient machte dort Fortschritte. Aber keiner bereute sein Kommen. Denn alle genossen es, Teil einer liebevollen therapeutischen Gemeinschaft zu sein. Ein Großteil nahm Impulse mit, mehr Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen.



Was nützt eine statistische Unwahrscheinlichkeit, wenn man selber die seltenste Ausnahme darstellt? Hanna* war Zwei, als bei ihr Lungenhochdruck festgestellt wurde – eine äußerst seltene Krankheit, die unter einer Million Menschen bloß 1 bis 2 betrifft. Sie ist lebensgefährlich: Indem sich Arterien in der Lunge verengen und thrombotisch verschließen, nimmt der Gefäßwiderstand im Lungenkreislauf ständig zu. Der erhöhte Druck führt zu Herzinsuffizienz. Im zweiten und dritten Schweregrad – von vier – beträgt die durchschnittliche Lebenserwartung dreieinhalb Jahre, schlimmstenfalls bloß noch sechs Monate.

Schulmediziner kennen einen umständlichen Zweitnamen dafür – „[idiopathische pulmonal-arterielle Hypertension](#)“ (IPAH) –, aber weder die Ursache noch eine Heilungsmöglichkeit. Mehr als symptomlindernde Medikamente, Bosentan und Sildenafil, hatten sie Hanna* folglich nicht zu bieten. Für Alternativen aufgeschlossen, sorgten die Eltern dafür, dass Hanna zusätzlich Bachblüten, Homöopathie und Reittherapie bekam.

Doch nichts half. Seit langem pendelte Hannas Lungendruck, je nach ihrer Verfassung, um etwas mehr oder weniger als 10 % über dem Normalwert.

Als Hannas Eltern von den Therapiecampes der Stiftung Auswege erfuhren, meldeten sie ihr Kind kurz entschlossen an. Und so nahm die ganze Familie am 33. Camp teil, das vom 7. bis 15. August 2021 in Oberkirch stattfand, in einer idyllisch gelegenen Pension mitten im Schwarzwald. 44 weiteren Teilnehmern begegneten sie dort: 18 Patienten mit hartnäckigen chronischen Erkrankungen, je zur Hälfte Minderjährige und Erwachsene, begleitet von elf Angehörigen – und 15 ehrenamtlichen Helfern der Stiftung Auswege, darunter zwei Ärzte, aber auch Heilpraktiker, Heiler, Pädagogen und weitere Fachkräfte. Acht intensive Tage lang boten sie den Hilfesuchenden ein breites Spektrum bewährter unkonventioneller Heilweisen an: von Homöopathie, Dorn/Breuss-Massagen, Ausleitungen und Wasser-Shiatsu über Akupunktur und andere Verfahren der Traditionellen Chinesischen Medizin bis hin zu Bioresonanz, Meditation, spiritueller Lebensberatung und Geistigem Heilen.

Wie immer in den „Auswege“-Camps entstand auch diesmal im Nu eine liebevolle Gemeinschaft, in der sich auch die zurückhaltende Hanna von Anfang an „sehr gut aufgehoben fühlte“, wie ihre Eltern berichten. Am dritten Tag „sagte sie uns: ‚Ich dachte schon, nur ich hab’was Blödes. Aber hier haben das ja alle.‘“ Bereits am Willkommenstag „machte die ganze Gruppe einen enorm netten Eindruck“, schrieben sie in ihr Camp-Tagebuch.



Wohlgefühl unter netten Leuten ist fein – aber hätte das nicht ebenso gut jeder schöne Urlaub vermittelt? Was brachte die Campwoche Hanna in medizinischer Hinsicht?

Darüber berichteten die Eltern schon kurz darauf: „Gleich am Montag“, dem Tag ihrer Rückkehr, „hatte Hanna ihre halbjährliche Untersuchung beim Kinderkardiologen. Diesmal war der Blutdruck durch die Lunge tatsächlich 25 % niedriger als sonst.“ Und so konnte der Arzt der Familie nun plötzlich „die Hoffnung geben: Falls der Druck weiter sinkt, löst er sich in der Pubertät vielleicht von alleine auf.“

„Beim nächsten Camp möchten wir auf jeden Fall wieder dabei sein“, steht für Hannas überglückliche Eltern fest.

Wie befreit

Bereichert, beschenkt fühlen sich nicht nur sie. Auch die Eltern unserer jüngsten Patientin staunten: der zweijährigen Mia*, eines Sorgenkinds von Geburt an. Auf Hirnblutungen unklarer Ursache hin traten epileptische Krampfanfälle auf. Die Blutungen konnten operativ behoben werden, die Epilepsie verschwand nach Gabe eines Antikonvulsivums.

Doch die Sprachentwicklung des Mädchens blieb verzögert. „Mia spricht öfters undeutlich“, so berichtet die Mutter. „Sie nuschelt irgendwann, spricht häufig nasal. Die Buchstaben P und B, die sie mal gesagt hat, spricht sie nicht mehr aus, außer wir fordern dies ein oder sie kriegt eine Belohnung.“ Mia sei ein zurückhaltendes, unsicheres Kind. „Vor anderen Kindern hat sie zumeist Angst“, sagt die Mutter. Sie klammert sich sehr an ihre Eltern, vor allem an Papa. Selbst vor Dingen, die sie schon mal gern gemacht hat, schreckt sie zurück. Sie braucht ein sicheres Umfeld.“

Einen entsprechend schweren Start hatte das kleine Mädchen im Camptrubel, der sie offensichtlich überforderte. „Anfangs hat sie sich sehr an uns geklammert, zu viele Leute machten ihr Angst und Panik“, wie die Eltern in einem Tagebuch festhielten.

Doch das änderte sich vom dritten Camptag an. „Mia findet Vertrauen“ zu einzelnen Therapeuten, „ist viel entspannter und gelöster, spielt alleine mit anderen Kindern“ und spricht viel mehr, wie den Eltern auffiel. Nach und nach „zeigten sich bei Mia ganz erstaunliche Dinge“, so beobachtete der medizinische Leiter des Camps und Ärztliche Direktor der Stiftung Auswege, der Psychiater Dr. med. Milan Meder. „Teilweise konnte sie ganz klar sprechen und artikulieren. Einmal wurde ich Zeuge, wie sie ganz deutlich zu ihrer Mama und meiner Frau sagte: „‘Engelchen flieg!’ Dieser Fortschritt ist wirklich bemerkenswert. In den ersten Tagen zeigte sie nämlich nur ein extrem unsicheres, nuscheliges Kleinkindverhalten.“



„Immer mehr aus ihren Schneckenhäusern gekommen“

Die alleinerziehende Anita*, eine 39-jährige Gärtnerin, hatte ins „Auswege“-Camp ihre zwei Töchter begleitet. Beide waren psychisch enorm belastet. Die Jüngere, Sofia* (11), war sexuell missbraucht worden. Dieses furchtbare Geheimnis vertraute das Mädchen erst vor kurzem ihrer Mutter an. Den mutmaßlichen Täter nennt sie nicht. Sie stehe nun „in Kontakt“ mit einer Beratungsstelle und dem Schulpsychologen.

Vom Missbrauchstrauma könnte herrühren, dass Sofia ab 2019 psychosomatische Beschwerden entwickelte, die sich in den Lockdown-Phasen verschlimmert haben. Bei einer beginnenden Essstörung ist Sofia untergewichtig. Häufig klagt sie über Bauchschmerzen und Übelkeit, so berichtete ihre Mama vor Campbeginn. Seit einem Dreivierteljahr leidet das Mädchen unter Asthma. Von ihrer Familie, Freunden und Bekannten ziehe sich Sofia zunehmend zurück. Sie weigere sich, in die Schule zu gehen. „Die Trauer macht sie momentan mit sich selber aus.“ Ist sie allein, so weine sie oft.

Doch während der „Auswege“-Woche blühte Sofia regelrecht auf. „Stimmungsschwankungen sind noch da“, so erklärte die Mutter gegen Campende, „aber nicht nur nach unten, sondern auch nach oben. Sie schläft gut und wacht erholt auf. Sie achtet besser auf ihr Befinden und isst wieder mit gutem Appetit. Die viele Bewegung und die anderen Kinder haben ihr sehr gut getan.“



Unter großem psychischen Druck stand auch Sofias 13-jährige Schwester Ella*. „In sozialen Situationen wie Einkaufen, einen Fremden etwas fragen, telefonieren usw. hat sie habe Ängste bzw. Hemmungen“, so beschrieb die Mutter sie im Anmeldeformular. „Mit Zehn war sie kurze Zeit in einer Psychotherapie, wegen starkem Rückzug und depressivem Verhalten. Die Therapie wurde beendet, weil Ella nicht mehr wollte und zu der Therapeutin keinen

richtigen Kontakt gefunden hat. Häufig leidet sie unter Übelkeit und Erbrechen, vor allem frühmorgens vor dem Schulbesuch“, den sie „ein paar Mal völlig verweigert“ habe. „Momentan versuchen wir mit Unterstützung des Schulpsychologen, Ella von dem Druck zu entlasten, den sie empfindet.“

Am ersten Camptag überwogen bei ihrer Mutter noch Bedenken. „Sind wir hier richtig? Besonders Ella war vorher sehr dagegen eingestellt. Mit uns zusammen in einem Zimmer zu sein, bringt sie an ihre Grenzen. Sie schließt sich im Bad ein. Später will sie auf dem Boden schlafen. Jedes Geräusch von uns bringt sie in Rage.“

Doch im Laufe der „Auswege“-Woche wirkte Ella wie verwandelt. „Ihre sozialen Ängste haben deutlich nachgelassen“, so konstatierte ihre Mutter am Ende des Camps. „Sie ist weniger gehemmt, traut sich mehr zu, sucht Kontakt, spricht mit Erwachsenen und Kindern. Sie lacht mehr, albert herum, ist nicht mehr so wütend. Hier hat sie neue Erfahrungen mit sich und anderen machen dürfen.“ Und endlich begegnete sie einem Therapeuten, der „eine gute Verbindung zu Ella gefunden hat – sie respektiert ihn und fasste Vertrauen.“

Beide, Sofia und Ella, seien „im Laufe der Tage immer mehr aus ihren Schneckenhäusern gekommen“, wie Dr. Meder feststellte. „Sie öffneten sich, wurden kommunikativ und profitierten sehr von den einzelnen Therapien.“

Damit nicht genug der erfreulichen Neuigkeiten. Auch andere teilnehmende Kinder erlebten schon während der Campwoche eine Linderung von Symptomen, die zuvor therapieresistent schienen. Bei der 15-jährigen Leni* etwa ließen Schmerzen in Knien und Hüften nach, die ihr aufgrund einer Arthritis seit Anfang 2017 zu schaffen machen. Bei dem 18-jährigen Markus*, wegen einer Cerebralparese von Geburt an körperlich und geistig schwerstbehindert, haben nach Angaben der Mutter zumindest ein paar Beschwerden im Campverlauf „deutlich nachgelassen“: starke Verdauungsstörungen und eine Histaminintoleranz.



Heil werden muss ein ganzes System

Grundpfeiler der „Auswege“-Campmedizin ist ein systemischer Ansatz. Statt Patienten isoliert zu betrachten und behandeln, wie in der Schulmedizin üblich, muss das primäre soziale System einbezogen werden: die engsten Angehörigen. Besonders vordringlich ist dies bei Kindern, umso mehr, je stärker psychische Belastungen mitspielen.

Folglich kümmerte sich das „Auswege“-Team immer auch um mitgereiste Väter und Mütter, boten ihnen Beratungsgespräche und Therapiesitzungen an. Das tat nicht nur ihnen selbst gut, sondern wirkte unmittelbar auf das Befinden ihrer Kinder positiv zurück.

Zum Beispiel im Fall von Sofia und Ella. Schon lange vor ihrer Geburt war ihre Mutter Anita*, 39, psychisch angeschlagen gewesen – nicht durchgängig, aber „unter belastenden Umständen“. Seit Mitte der neunziger Jahre kam es immer wieder zu depressiven Episoden (ICD: F32.9), in denen sich Anita* überfordert und erschöpft fühlte.

Darüber hinaus, so gab Anita sie an, liege bei ihr seit über 20 Jahren eine Anpassungsstörung vor (ICD: F43.2). Hin und wieder treten Herzstolpern, Herzrasen und Panikattacken auf.

„Bei Bedarf“ schluckt Anita den pharmazeutischen Angstlöser Lorazepam. In den Jahren 1995/96 war sie stationär in einer Klinik, anschließend ließ sie sich ambulant psychotherapieren. Bis vor kurzem sei sie psychisch recht stabil gewesen, so schreibt sie – doch „aktuell“ mache sie einen „Schub“ durch. Deswegen habe sie sich „zurückgezogen“. Weil sie sich „arbeitsunfähig“ fühlt, hat sie sich krankschreiben lassen. Eine erneute Psychotherapie habe sie „gerade erst begonnen“. „Durch die alleinige Betreuung der Kinder bin ich seit Jahren am Limit, der Lockdown mit Homeschooling hat das noch verschärft.“

„Stressbedingt“ bestehe bei ihr ein arterieller Bluthochdruck, wie Anita angibt. Erstmals aufgetreten sei dieser im Jahr 2010, während sie mit Sofia schwanger war. Seit Anfang 2021 bestehe die Hypertonie erneut, „normalisiere“ sich inzwischen aber „langsam“.

Den Vater ihrer Kinder erwähnte Anita im Camp-Anmeldebogen mit keinem Wort. Eine ärztliche Anamnese erwähnt eine „traumatische Trennung vom Ehemann mit einem Jahr Auszugsphase und mehrfacher Suiziddrohung“.

Noch am ersten Camptag überwog bei Anita Skepsis. „Bin ich hier richtig? Ich fühle mich unsicher“, notiert sie in ihr Tagebuch. „So viele Menschen, und ich weiß nicht, wie ich Anschluss finden soll. Lockeres Zusammenfinden, Smalltalk sind Dinge, die mich stressen. Zu welchem Therapeuten gehe ich? Kann, will ich mich öffnen? Mein Vertrauen in Menschen ist erschüttert.“

Doch schließlich profitierte von diesem „Auswege“-Woche kaum jemand mehr als Anita. Ihre depressiven Gedanken seien „kontinuierlich zurückgegangen“ und nun

„völlig“ weg, ihre Kopfschmerzen ebenfalls, so zog sie am vorletzten Camptag Bilanz. „Panikgefühl und starke Angst haben deutlich nachgelassen. Der Druck auf der Brust, wenn ich mich aufrege, ist nicht mehr bedrohlich. „Das dauernde Grübeln ist fast verschwunden. Ich fühle mich freier, nicht dauernd erschöpft oder überfordert. Meine Gefühle können wieder frei fließen.“ Nach und nach „konnte Anita ihre negativen Gedankenmuster komplett ablegen“, beobachtete unser Camparzt Dr. Meder. „Am Ende war sie kaum wiederzuerkennen. Sie strahlte eine unglaubliche Besonnenheit aus.“

Ebenso bemerkenswert fand unser Camparzt die Verwandlung von Hannas Papa, Paul*. „Anfangs war er voller Vorurteile. In den ersten Tagen wollte er sich als Begleitperson aus allem Geschehen heraushalten. Doch dann setzte eine 180-Grad-Kehrtwende ein. Er öffnete sich und nahm an jeder



Therapie teil. Das wirkte ermutigend auf Hanna*.“ Und auch „Frida“, die Mutter, konnte sich immer mehr einlassen. Vor allem gelang es dem Paar, miteinander in eine liebevolle Begegnung zu kommen.“



Wie heilsam es für chronisch kranke Kinder sein kann, wenn ihr Elternhaus heiler wird, zeigte sich bei Benny* (7) und seiner älteren Schwester Clara* (10). Im Camp fanden Vater und Mutter – er Dozent, sie Lehrerin - zu „innerer Ruhe“, wie

dem Camparzt auffiel. Beim Vater verschwanden Schlafstörungen nach eigenen Angaben „völlig“, Verspannungen „ließen deutlich nach“. Die ganze Woche war für ihn „eine wundervolle Erfahrung. Ich habe so viel lernen dürfen über mich, meine Gefühle, meine Energie, mein Potenzial, meinen Körper.“ Die Mutter bestätigt: „Innerlich sind wir gewachsen, viele Heilungsprozesse haben begonnen. Uns, ‚die Anderen‘, unsere Situation, unsere Kinder können wir nun anders annehmen.“

Dass die wichtigsten Bezugspersonen sich derart veränderten, trug wesentlich zu den Fortschritten bei, die ihre beiden Kinder machten – besonders auffällig bei Clara. Zum Camp angemeldet hatten ihre Eltern sie wegen „Anpassungsschwierigkeiten in sozialen Situationen“ hat, weshalb bei ihr der Verdacht auf ein Asperger-Syndrom bestand, eine milde Form von Autismus. Keine Spur davon im Schwarzwald: Hier „geht sie mehr aus sich heraus“, wie den Eltern auffiel, „sie ist weniger ‚anstrengend‘ und ausgeglichener.“ Auch ihr jüngerer Bruder zeigte sich „viel entspannter, deutlich gereift und selbstsicherer“. Verblüffend: Bei beiden Kindern, wie ihr Papa von Diabetes-1 betroffen, sanken die Blutzuckerwerte im Campverlauf – nicht spektakulär, aber auffällig, nicht bloß kurzzeitig, sondern über mehrere Tage hinweg.

Maryline, Mutter eines entwicklungsverzögerten Kleinkinds, konnte „Schuldgefühle abwerfen, in die Kraft kommen, innerlich wachsen“. Bei Nadine, die mit ihren zwei kranken Töchtern angereist war, ließen eine hartnäckige Migräne, Depressionen und chronische Erschöpfung „deutlich“ nach, Schmerzen in Armen und Beinen immerhin „ein wenig“.

Bernd* (63), Vater zweier epilepsiekranker Zwillingschwestern, war eigentlich nur als Begleitperson mitgereist; er selbst litt an einer Polyneuropathie und Knieschmerzen, hatte sich aber nicht als Patient angemeldet. Trotzdem bekam er Gelegenheit, sich behandeln zu lassen, „was mir sehr gut getan hat. Meine Knieschmerzen sind viel besser, und ich habe wieder Gefühl in den Fußsohlen.“

Besonders gut tat die Heilwoche im Schwarzwald der 52-jährigen Sandra*. Seit ihrer Kindheit leidet die Laborassistentin an allergischem Asthma bronchiale. Inzwischen ist es in eine chronisch-obstruktive Lungenerkrankung (COPD) übergegangen. Diese sei „mit Medikamenten gut eingestellt“, erklärt Sandra*. Sie nennt Foster 100/6 und 200/6 sowie „bei Bedarf“ Salbutamol; diese Mittel wirken entzündungshemmend und entspannen die Muskulatur in den Bronchien. Im Camp haben „die Symptome deutlich nachgelassen“, wie Sandra* am letzten Tag in einen Patienten-Fragebogen angab. „Ich bin nicht mehr so schnell kurzatmig.“

Nicht nur ließen Sandras Symptome einer Nasennebenhöhlenentzündung im Campverlauf „deutlich“ nach. „Völlig“ verschwunden, so sagt sie, sind „sporadisch leichte bis mittelschwere Depressionen“, die sie seit 2016 überkamen. „Die Gründe waren: Trennung vom Partner und Tod der Eltern; kurz danach sind meine Kinder wegen des Studiums ausgezogen. Etwas später ist mein Haustier etwas später gestorben.“ Ebenso bedrückte sie, dass sie wegen ihrer Schwerbehinderung den Arbeitsplatz verlor. „Und dann kam der Lockdown ...“

Darauf reagierte sie mit „Antriebslosigkeit, nicht aufstehen wollen/können, dann auch Rastlosigkeit, negatives Gedankenkarussell; den Impuls, mich ‚ritzen‘ zu wollen; Selbstmordgedanken.“ Am Ende der Campwoche fühlte sich Sandra* „ausgeglichener, unbeschwerter, fröhlicher, stärker“. Von ihrer Entwicklung beeindruckt war der Psychiater Dr. Milan Meder: „Mit düsteren Gedanken kam sie. Mit hoffnungsvollen und lichten Gedanken ging sie. Sie sog förmlich alles in sich auf. Am Abschlusstag strahlte sie in wunderschöner Besonnenheit.“



Heilsame Impulse, keine Wunder

Dass langjährige Symptome innerhalb einer Campwoche nachlassen oder gar verschwinden, ist für die Betroffenen großartig, für die Helfer ein besonderes Kompliment.





In den „Auswege“-Camps geht es allerdings zuallerletzt darum, überzogene Hoffnungen zu befriedigen, im Eiltempo geradezu biblische Heilwunder zustande zu bringen, Leidende binnen weniger Tage beschwerdefrei zu machen. Je länger eine Erkrankung bereits besteht, desto mehr Geduld bedarf es auch bei „alternativen“ Ansätzen, ihr beizukommen. Die Campwochen zielen in erster Linie darauf ab, möglichst viele Teilnehmer über solche Ansätze aufzuklären und zu ermutigen, sich auf sie einzulassen. Sie schaffen Gelegenheiten, unterschiedliche Heilweisen auszuprobieren, Anwender kennenzulernen und Vertrauen zu ihnen zu fassen.

Vor allem aber geht es darum, einen möglichst starken Impuls zu setzen: dazu, die Verantwortung für die eigene Gesundheit selbst zu übernehmen, statt sie an irgendwelche Experten im Gesundheitssystem zu delegieren. Die größten Chancen, von einem „Auswege“-Camp langfristig zu profitieren, nach ersten Fortschritten weitere zu machen und Rückfälle zu vermeiden, haben erfahrungsgemäß jene Campteilnehmer, die unter dem Eindruck des Erlebten zu bewussten Selbstheilern werden.

Wie erfolgreich ein „Auswege“-Camp verlief, geht deshalb nicht schon aus den Fragebögen und Tagebüchern hervor, welche die Patienten oder ihre Angehörigen vor Ort ausfüllen. Zumindest lassen die Angaben aber erahnen, ob im Camp ein guter Anfang gemacht wurde. Auch in der 33. Auflage scheint dies bei so gut wie allen Teilnehmern gelungen zu sein.

Hier eine kleine Auswahl von Zitaten:

„Es hat einfach alles gestimmt“

„Wir haben lange überlegt, welche Verbesserungen wir vorschlagen könnten. Aber wir fanden keine. Denn die Woche war einfach nur gut. Wir haben uns sehr aufgenommen und liebevoll umsorgt gefühlt. (...) Es hat einfach alles gestimmt: das Verhältnis der Therapeuten untereinander, die Begegnung der Therapeuten mit uns, die Stimmung, das Wetter ... Einfach nur aus tiefstem Herzen Dank! Ich würde mich freuen, wenn ich diese Erfahrung im nächsten Jahr wiederholen und vertiefen könnte.“



Macht weiter so!“

Martin* (42), Diabetes-1, angereist mit Frau und zwei kranken Kindern

„Mit diesem Sommercamp war ich vollauf zufrieden. Ich werde mit so vielen neuen Erkenntnissen und positiven Energien und Gefühlen nach Hause fahren.“

Ella* (44), Mutter zweier diabeteskranker Kinder (7 und 10)

„Die Auswahl der Therapeuten fand ich sehr gut. Es war sehr viel Ansprechendes dabei. (...) Eine besondere, verbundene und wunderschöne Woche im schönen Schwarzwald. Hoffentlich gibt es bald mehr solche Camps, auch in anderen Bundesländern – damit für alle Kinder und Erwachsenen eine Zeit der Ruhe und Heilung möglich wird.“

Sandra* (52, Asthma, COPD, Depression)



„Sofort in eine Gemeinschaft aufgenommen“

„Wie immer alles bestens. Tolle Therapeuten und tolle Teilnehmer hier. Auch die Gastwirte waren super.“

Nadja* (45), Mutter zweier Sorgenkinder und zum dritten Mal Campteilnehmerin

„Insgesamt waren wir sehr zufrieden und haben uns sehr wohl gefühlt. Die Therapeuten haben gleich einen sehr netten und einfühlsamen Eindruck gemacht, in den Sitzungen hat sich das bestätigt. Auch das Camphaus und die Umgebung haben uns sehr gut gefallen, am allermeisten aber die ganze Atmosphäre. Wir wurden sofort in eine sehr offene Gemeinschaft aufgenommen und haben nette Menschen kennengelernt.“

Bernd* & Lisa*, Eltern von epileptischen Zwillingen

Herzlichen Dank für 12 Zeitspenden!

Für ihren ehrenamtlichen Einsatz bedankt sich die Stiftung Auswege ganz herzlich bei allen Mitwirkenden des Campteams: Dr. Milan Meder und Dr. Erzsébet Regensburg (Ärzte); Petra Abert, Dr. Thomas Baumgärtner, Ute Rothfuss-Binz, Sabine Thelen (Heilpraktiker); Heike Behren, Claudia Heuser, Kristina Kragh, Hermann Reißfelder (Heiler); Wolfgang Schulte & Catherine Ribaut (Watsu-Therapeuten).

* Pseudonyme, zum Schutz der Betroffenen.

Weitere Impressionen vom 33. AUSWEGE-Camp



